

⁵ Le mystère du salut des nations (Seuil, Paris 1964) 52.

⁶ Y. Congar, aaO. 56, Anmerkung.

Übersetzt von Elisabeth Pfirrmann

EFOÉ JULIEN PÉNOUKOU

1945 geboren in Bénin. Priesterweihe 1969. Seelsorgerstätigkeit in Cotonou (Bénin) bis 1973. Verschiedene Kuratien für Jugendbewegungen; Professor an einer katholischen Schule; Komponist und Verant-

Joachim N'Dayen

Das Verhältnis der Ortskirchen zu Rom und die Rolle der Bischofskonferenz Schwarzafrikas

Dem Heiligen Geist und dem Heiligen Vater hat es gefallen, mir seit 1969 die Diözese von Bangui (Zentralafrikanische Republik) und gleichzeitig die Verwaltung der Diözese von Bambari anzuvertrauen, für die man seit sechs Jahren einen Bischof sucht.

Diese relativ kurze Erfahrung ist jedoch lang genug, um das Verhältnis, das zwischen den Ortsgemeinden und Rom einerseits und der Rolle der Bischofskonferenz Schwarzafrikas (ich dulde im Augenblick diese Bezeichnung) andererseits bestehen kann, richtig einzuschätzen.

Dennoch muß man gestehen, daß es nicht sehr einfach ist, dieses Verhältnis schriftlich nachzuzeichnen, und zwar aus mehreren Gründen. Einige von ihnen seien im folgenden genannt.

Zunächst sind die Themen, über die wir in Gedankenaustausch stehen, vielfältig: allgemeine Fragen der Pastoral, spezielle Werke, Kirchengüter, Konsultationen bezüglich ganz bestimmter Probleme (gewöhnlich entsteht dabei keinerlei Gefahr für die Wandelbarkeit und Vervollkommnung der Lösungen, die von dort unten schon vorgesehen waren ...). Es ist schwierig, alles zugleich anzusprechen oder sogar einen zufriedenstellenden allgemeinen Überblick zu geben; so komplex ist die Wirklichkeit.

Dann muß man auch wissen, daß man in der Ewigen Stadt in bezug auf diese Probleme sehr empfindlich ist,

wortlicher für religiöse Gesänge in der Mina-Sprache. Verantwortlicher für katholische Rundfunksendungen. Magistergrad in politischer Soziologie an der Sorbonne (Paris). Demnächst Verteidigung der These für das Doktorat in Theologie am Institut Catholique in Paris. Aus seinen Veröffentlichungen: ein Buch für Jugendliche, «Réfléchis...» (Éditions du Bénin 1973); L'Évangile qu'attend la Jeunesse africaine: Mission de l'Église, September 1975; Christianisme missionnaire et Colonialisme: 2000 ans de christianisme; Intellectuels noirs et changements de mentalité: Spiritus 64 (1976). Anschrift: 5, rue Emilio Castelar, F-75 012 Paris, Frankreich.

dergestalt, daß diese tabuisierten Themen nicht diskutiert werden können, ohne daß dies in eine Atmosphäre des Zweikampfes ausartet. Ich habe keineswegs die Absicht, eine ausweglose Polemik anzuzetteln. Aber innerhalb der brüderlichen Liebe in der Kirche bleibt doch Platz für die Freiheit der Kinder Gottes... Ich will die zwei Themen, die mir vorgeschlagen wurden, getrennt behandeln.

Da es hier um Ortsgemeinden geht, kann man nicht auf die Definitionen technischer Art eingehen, die die «Ortsgemeinden» und die «Partikularkirchen» näher bestimmen. Unser Mitbruder Erzbischof B. Yago von Abidjan hat auf dem Symposium der afrikanischen Bischöfe in Rom 1975 eine diesbezügliche Studie vorgelegt (Bericht der 4. Vollversammlung des SCEAM, S. 94–104). Ich werde vielmehr an eine gewisse «Praxis» zwischen den beiden Polen erinnern: zwischen unseren Kirchen und den zentralen römischen Anweisungen, mit all den Meinungsverschiedenheiten, die einem Dialog zwischen Menschen anhaften können, selbst wenn sie vom gleichen Ideal bestimmt werden. Hervé-Marie Legrand hat dieses Thema ebenfalls angesprochen in einem Aufsatz zur Frage: Welche theologischen Motive sind im Spiel bei der Wiederaufwertung der Ortskirchen? (CONCILIUM 8 [1972] 21–27).

Genauerhin muß man auch sagen, daß wir in den sogenannten Missionsländern eher mit der Kongregation für die Verbreitung des Glaubens (Propaganda Fide) in Dialog stehen. Diese Kongregation stellt eine Schaltstelle zwischen uns und den anderen Organismen der römischen Verwaltung dar, so scheint es. Und wenn wir von Rom sprechen, dann bleiben unsere Kontakte auf diesem Stadium stehen, so daß wir nur schwerlich wissen können, ob unsere Entscheidungen und Wünsche über diese Trennwand hinausgehen. Man wird zugeben müssen, daß jeder Bischof den Papst zu einem brüderlichen Austausch treffen kann. Sogar Erzbischof Lefèbvre gelingt dies, obwohl er mitten in der Auflehnung steht.

1969 sollte eine Synode das Verhältnis zwischen Rom und den Ortskirchen behandeln. Während der Tagungen der Synode hatte ich, als ich die Redner in diesem übrigens sehr schönen Saal, der jedoch einem Keller glich, hörte, den Eindruck, daß es Verständigungsschwierigkeiten zwischen Rom und seinen Zweigstellen in den Kontinenten gab.

Es ist mir unmöglich über das, was sich vor diesem Datum ereignete, ein Urteil zu fällen. Aber es ist zu bemerken, daß sich die Bischöfe über eine Art hermetischen Abgeschlossenenseins in den gegenseitigen Beziehungen beklagten. Man wünschte schließlich mehr Wahrheit in der Praxis bischöflicher Kollegialität, wobei man zugleich die Einzigartigkeit des päpstlichen Charismas respektieren will. Man muß bemerken, daß wir seither mit Papieren jeglicher Art überschwemmt werden, trotz der Inflation...

Ich möchte auf unser Verhältnis in pastoraler Hinsicht und im finanziellen Bereich hinweisen, indem ich den Akzent mehr auf das eine als auf das andere lege.

A. Beziehungen in zwei wichtigen Bereichen

1. Beziehungen im pastoralen Bereich

Die Bischöfe müssen jedes Jahr einen allgemeinen Überblick über den Zustand der Diözese geben: über das Anwachsen des Christentums, den Bestand an Personal, die Pfarreien, Seminare, Noviziate, die ökumenische Bewegung, die Katholische Aktion, die sozialen Kommunikationen, die Liturgie. Ein alle fünf Jahre fälliger detaillierter Bericht ist vorgesehen.

Alles in allem muß die ganze pastorale Aktivität darin aufgeführt werden. Und es ist gut, daß die römischen Instanzen ausreichend genau Bescheid wissen über die Ortsgemeinden, so daß es eine Art «Sympathie» für die Sache des Evangeliums, die Sache der ganzen Kirche ist, gibt.

Ich habe sogar mit Erstaunen festgestellt, daß diese Rechenschaftsberichte gelesen wurden; daß man sogar darauf antwortete, indem man auf dieses oder jenes Faktum hinwies; daß man vielleicht hier etwas ändern, dort etwas mehr insistieren müsse. Gewisse Sorgen, die wir äußerten, fanden jedoch kein Echo oder wurden mit einer Verwarnung quittiert. Ich werde zwei Beispiele dafür angeben.

Hier ist das erste Beispiel: Ich gebe es in aller Offenheit wieder, ohne Übertreibung. Die Regionalkonferenz der Bischöfe Zentralafrikas und Kameruns hatte 1969 eine Entschließung zusammengestellt, zugunsten eines Klerus, in dem man auch verheiratete Priester antreffen sollte (ursprünglich Laien, die sich in einer soliden Ehe bewährt hätten). Diese Bitte wurde von der

Nationalen Konferenz der Zentralafrikanischen Republik aufgegriffen. Ich machte mich auf der Synode von Rom 1971 zum Sprecher dieser Angelegenheit und nahm den Gedanken wieder auf bei einem Interview mit der Zeitschrift «Spiritus».

Da grollte der Donner vom hohen Olymp herab, und man tat gut daran, diese Desiderata um einen Halbton niedriger zu stimmen. In jedem Fall war die Synode in ihrer Mehrheit gegen einen derartigen Wandel. Ein gesundes Handhaben der Demokratie war uns Einladung genug, unsere Fanfaren wieder auf die Seite zu legen. Das taten wir denn auch; insbesondere ich selbst, in einem bewundernswerten Akt des Glaubens...

Was mich betrifft, so gebe ich zu, daß gewisse Ideen, selbst wenn sie gerechtfertigt sind, unerwünscht bleiben und unmittelbar wie eine Neuerung wirken. In diesem Augenblick ist der strategische Rückzug ein Tugendakt. Auch der Papst hatte gesprochen und uns gebeten, uns für den Augenblick nicht darüber in Erregung zu versetzen. Man würde den status quo noch beibehalten.

Und hier das zweite Beispiel: Die Bischofskonferenzen des Kongo und von Zentralafrika mußten sich fast zur gleichen Zeit mit demselben Problem beschäftigen: dem der möglichen Zulassung jener Personen, «die nicht in geregelten Verhältnissen leben», zu den Sakramenten. Die Bischöfe des Kongo hatten nach gemeinsamen Überlegungen Mitleid mit gewissen Gläubigen, die nicht zu den Sakramenten zugelassen werden können. Sie stellten Rom eine zweifache Frage, deren Wortlaut hier folgt:

«Ist es erlaubt, einen Gläubigen, der nach den Bräuchen verheiratet ist, d.h. ohne das Sakrament der Ehe empfangen zu haben, und der in diesem Zustand bleibt, weil der Ehepartner sich weigert, eine kirchliche Trauung zu akzeptieren und der aus schwerwiegenden Gründen seine Freiheit nicht wiedererlangen kann, zum Sakrament der Buße und zur Eucharistie zuzulassen?»

«Kann man eine im Glauben hinreichend unterwiesene heidnische Frau, die nach den Gebräuchen als erste Frau mit einem Getauften verheiratet ist und die in diesem Zustand bleibt, weil sie sich aus schwerwiegenden Gründen nicht von ihrem Gatten trennen kann, zur Taufe zulassen?»

Man antwortete, ohne besondere pastorale Emotion zu zeigen: «Den derzeit gültigen Normen entsprechend ist es, wie Seine Heiligkeit in einem Brief vom 11. April 73 an die Glaubenskongregation in Erinnerung ruft, nicht möglich, dem von den Bischöfen des Kongo formulierten «pastoralen Wunsch» zu entsprechen. Man zeigt mit Recht die Ähnlichkeit der beiden

vorgelegten Fälle mit der Situation der wiederverheirateten Geschiedenen in den westlichen Ländern auf» (Brief an Kardinal Biayenda Prot. 401 vom 29. Juni 1976).

Und letzten Endes kann ein doppeltes Nein nur heilsam sein: «ad utrumque: negative». Also eine Ablehnung auf der ganzen Linie.

Wir hier in der Republik Zentralafrika machten uns zu Sprechern unserer Gläubigen und schickten eine ähnliche Akte nach Rom. Die Kongregation beginnt damit, uns zu beglückwünschen für «die Aufmerksamkeit, die wir dem pastoralen Bereich widmen...» Sie hebt mit Genugtuung hervor, daß sich die Bischöfe ihrer Aufgabe bewußt sind, daß sie Klerus und Gläubige leiten und darüber wachen sollen, daß man in den pastoralen Dienst keine Gebräuche einführt, die nicht konform sind mit der derzeitigen Ordnung der Kirchen, wie z.B. die Taufe von Polygamen und die Zulassung von Personen, die nicht in geordneter Ehe leben, zu den Sakramenten».

Sie können sich vorstellen, wie stolz wir waren nach so viel Lob! Dann wird auf unsere Anfrage eingegangen, nämlich «ob die rigide Haltung der Kirche weitreichenden und sicheren theologischen Gründen entspringt oder ob wir vor einer Frage rein kirchlicher Disziplin stehen» (Akte Cerca, Dok. 18, Nr. 10, S. 3).

Seien Sie unbesorgt, man wird darauf antworten: «Ganz allgemein ist folgendes zu sagen: Es besteht eine Analogie zwischen den oppositionellen Bewegungen in Europa und jenen, die in dem Dokument der Zentralafrikanischen Bischofskonferenz erwähnt werden. Zwei Tendenzen überwiegen in Europa wie in Afrika. Die erste steht in Opposition gegenüber allen Strukturen, die zweite stellt die Priorität persönlicher Wünsche und subjektiver Bedürfnisse über die Feststellung objektiver Bedürfnisse. Die Kirche aber ist aufgrund ontologischer Gesichtspunkte hierarchisch. Sie zeigt demnach eine Struktur. Was die Befriedigung subjektiver Bedürfnisse angeht, so wurden diese in der Praxis der Kirche – nach dem Beispiel unseres Herrn im Evangelium – den wahren, tiefen, objektiven Bedürfnissen der Person untergeordnet. Was die Konfusion zwischen subjektivem und objektivem Bedürfnis betrifft, so liegt hier der Hauptfehler des Arztes. Er darf nur das objektive Wohl des Kranken sehen und seinen Launen nicht entgegenkommen.»

Ich erspare Ihnen den Rest. Man muß wohl annehmen, daß wir vermutlich dies alles nicht wußten, obwohl wir Bischöfe der Hl. Kirche, eifrige Priester und Seelsorger und mit dem Charisma der Unterscheidung der Geister ausgestattet sind...

Niemand beabsichtigt, die solide hierarchische Struktur der Kirche zu erschüttern, schon gar nicht wir

Bischöfe, die wir ganz entscheidende Glieder davon darstellen. Und unsere Anfrage zielt gar nicht darauf.

Niemand beabsichtigt, den objektiven und den subjektiven Bereich zu verwechseln. Obschon man annehmen kann, daß gerade das Subjektive viele Menschen, die jetzt zur Rechten Gottes thronen, gerettet hat. Aber lassen wir das. Unsere Frage, die eine Antwort fordert, auch wenn diese nur bruchstückhaft sein kann oder das Eingeständnis einer Unmöglichkeit, zum jetzigen Zeitpunkt eine endgültige Antwort zu geben, darstellt, bleibt bestehen: «Entspringt die rigide Haltung der Kirche weitreichenden und sicheren theologischen Gründen, oder stehen wir vor einer Frage rein kirchlicher Disziplin?» Dieser Vorgang schildert die Art von Austausch, die wir manchmal auf pastoraler Ebene haben. Das ist hinreißend und beschäftigt mitunter noch unsere Erholungszeit.

2. Beziehungen im finanziellen Bereich

Dieser Teil soll ein Problem nur kurz anreißen. Während der Zeit der fremden (französischen, englischen, portugiesischen u.a.) Besetzung hatten die von Rom unterstützten Missionare auch die Unterstützung ihrer jeweiligen Ursprungsländer, und zwar sowohl die der Christen der Metropole als auch die der Staaten selbst. (Letztere waren dabei mehr oder weniger großzügig, je nach ihren Optionen bezüglich der Laizität ihres Staatssystems.)

Die Missionare selbst zeigten viel Einfallsreichtum und versuchten, im Missionsland selbst eine Ergänzung für das zu finden, was sie von außerhalb empfangen (z.B. durch Herstellung von Backsteinen, Seife, Sirup; durch Schreinereiarbeiten, Kaffeepflanzungen usw.). Es gelang ihnen wunderbar, oft mit der freiwilligen Hilfe eingeborener Christen.

Von der Zeit der Unabhängigkeit der afrikanischen Länder an, mit der Besetzung der Diözesen mit Einheimischen haben sich diese Beziehungen im Sinn einer gewissen Distanzierung der westlichen Staaten und der Gläubigen dieser Länder in ökonomischer Hinsicht weiterentwickelt. Es fällt also den Einheimischen, die in das Räderwerk ihrer glorreichen Vorgänger hineingeraten sind, zu, sich selbst aus der Schlinge zu ziehen. Fast alle müssen wir da Federn lassen.

Katholische Organisationen überbrücken diese kritische Situation auf relativ wirksame Weise. Eine große Anzahl von ihnen will jedoch nichts wissen von den pastoralen Projekten, die wir planen. Ihnen ist es lieber, daß wir Schweinezüchter sind, wie wir es immer gewesen sind.

Da sind uns die Beihilfen aus Rom sehr nützlich, oft unerlässlich. In dieser Hinsicht ist die regelmäßige Un-

terstützung Roms ermutigend. Aber ich befürchte sehr, daß manchmal das Aussetzen oder die vorsätzliche Kürzung solcher Mittel als Repressalie gegen Bischöfe, die als etwas zu widerspenstig angesehen werden, verwendet wird.

In der Tat, kein Bischof der Dritten Welt hat, so scheint mir, ein Interesse daran, zu persönliche Ideen vorzutragen, selbst wenn sie auf der Linie der reinsten Tradition der Kirche liegen. Sobald sie von den Ortsgemeinden ausgehen, die sehr viel mehr Bezug zu der Wirklichkeit haben als die Theorien, die anderswo erarbeitet werden, spürt man das an den jährlichen Zuwendungen, insbesondere was die sogenannten «außerordentlichen» Bitten betrifft. Ich will Ihnen das, was ich als durchschlagendes Beispiel hierfür ansehe, nicht zumuten...

Im übrigen haben jene Bischöfe und Kardinäle, die etwas berühmter sind, überall Zugang in Rom: Jene, die auf dem Konzil oder der Synode mehr hervorgehoben sind; jene die es verstehen, länger in den Wartezimmern in Rom zu bleiben als in ihrer Diözese, werden selten enttäuscht. Und jene, die nie ärgerliche Ideen hervorbringen, finden immer noch eine Decke für kühlere Zeiten, die von denen, die dazu berechtigt sind, voller Entgegenkommen angeboten und von den Ufern des Tiber direkt den gelehrigen Empfängern zugeschickt wird.

Ein anderes Motiv beeinflusst noch sehr stark, wie mir scheint, die für die Verteilung der Mittel Verantwortlichen, und zwar der Ort der Ausbildung der Bischöfe. Die ehemaligen römischen Studenten sind im Genuß eines sehr positiven Vorurteils. Sie haben in der Arena der ewigen Stadt eine saftige Doktrin eingesaugt und äußerst interessante Beziehungen geknüpft. Und die anderen, die «Muschiks» des Episkopats, sind die denn nicht vom Heiligen Vater ernannt worden? Wachen sie denn über das Erbteil ihrer eigenen Verwandten oder über das der Ortsgemeinde?

Kann man sagen, daß jene mehr unterstützt werden, die sich persönlich um Selbstkostendeckung bemühen? Da ich genügend gereist bin und aufmerksam beobachtet habe, kann ich sagen, daß dies nicht zutrifft. Ich erinnere mich diesbezüglich an das Wort der Heiligen Schrift: «Dem, der hat, wird noch dazugegeben werden; dem, der nicht hat, wird man auch das wegnehmen, was er hat.»

Die Bemerkungen, die ich hier anbringe, tun der Bewunderung, die man dieser großen Organisation des Teilens entgegenbringen muß, keinen Abbruch: Ich würde mir nur etwas mehr Gerechtigkeit in ihr wünschen.

Welche Rolle könnte ganz allgemein den Kirchen Schwarzafrikas zukommen angesichts des Bildes, das

ich gerade von den Beziehungen zwischen den Ortsgemeinden und Rom gezeichnet habe – wobei ich mich auf zwei Punkte beschränkte?

B. Die Rolle der Kirchen Schwarzafrikas

Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß man sich zunächst über die Bezeichnung «Bischöfskonferenz Schwarzafrikas» verständigen muß, denn diese Organisation existiert als solche nicht.

Auf der Ebene des Kontinents besteht eine Gruppierung, die eine Vereinigung der Bischöfskonferenzen ist. Die Abkürzung SCEAM (engl. SECAM) bezeichnet also das Symposium der Bischöfskonferenzen Afrikas und Madagaskars. Seine Statuten geben ihm eine hinreichend bewegliche Struktur, so daß es weniger eine Superkonferenz der nationalen Bischöfskonferenzen als eine Assoziation zum Austausch, zur Absprache ist.

Darüber hinaus muß ich sagen, daß dieses Symposium auf der Ebene Afrikas und Madagaskars existiert und daß man es nicht nur in den Dimensionen Schwarzafrikas begreifen kann. Das weiße Afrika gehört ebenfalls zu diesem Ganzen. Deswegen ersetze ich den zunächst vorgeschlagenen Titel «Konferenz der Bischöfe Schwarzafrikas» durch den Ausdruck «Symposium der Bischöfskonferenzen Afrikas und Madagaskars».

Welche Rolle muß diese Vereinigung von Bischöfen dann einnehmen? Mir scheint, daß dieses Symposium etwas anderes sein muß als ein Dritter Orden unbestimmter Zugehörigkeit, der immer in die Richtung einer erstarrten, statischen Tradition, der der Institutionen der Kirche, laufen würde. Er muß versuchen, sich innerhalb der gesunden Tradition der Kirche zu entwickeln. Hier liegt das ganze Problem. Es ist nicht spezifisch afrikanisch. Wir teilen diese Sorge mit dem Episkopat der ganzen Welt, insbesondere mit dem Papst als dem Oberhaupt der Kirche.

Die Synode von 1974 war ein exemplarischer Widerchein dieser Sorge. Das Symposium der Bischöfskonferenzen Afrikas und Madagaskars von 1975 hat diese pastorale Sorge weitergetragen. Die Ansprache Seiner Heiligkeit Papst Pauls VI. vom 26. 10. 1975 kristallisiert einmal mehr dieses Anliegen aller.

Aber ich muß mit Bischof Matagrín von Grenoble, der 1971 ungefähr folgendes erklärte, gestehen – ich zitiere ihn aus dem Gedächtnis –, daß jeder, der einen Wagen im Nebel steuert, den Fuß viel mehr auf der Bremse als auf dem Gaspedal hat. Der derzeitige Zustand der Kirche scheint von dieser Nebelatmosphäre geprägt zu sein. Man braucht jedoch die Hoffnung auf einen nahen Durchbruch der Sonnenstrahlen nicht aufzugeben.

Ich werde alle meine Leser langweilen, indem ich die gängigen Ideen über die Notwendigkeit, das Christentum in die Hände der einheimischen Bevölkerung zu legen, wieder auftische. Ich gestehe, daß ich für mich persönlich noch keine Meinung darüber habe. Ich schwanke zwischen zwei Gefühlen hin und her: dem des traditionsverbundenen Afrikaners (der viel stärker, als man glaubt, an die alten Gewohnheiten gebunden ist) und dem des Afrikaners, der eine Integrierung der kulturellen Ader des Kontinents in den Geist des Evangeliums wünscht.

Es gibt jedoch zahlreiche Schwierigkeiten. Wie soll man in der Tat das christliche Gedankengut mit der uns eigenen Kosmogonie, der spiritualistischen Vision des Negers, durchdringen, ohne jenes grundlegend zu gefährden? Welche Ausmaße soll diese Osrose tragen? Denn es ist schließlich klar, daß die jüdischen, griechischen und lateinischen Auffassungen die Darstellungsweise der göttlichen Botschaft tief beeinflusst haben. Die Geschichte der Theologie hat es genügend hervorgehoben. In diesem Sinn empfinden wir, was wir zu tun haben – wir als Symposium des afrikanischen Episkopats. Gleichzeitig haben wir Angst, uns über die Regelmäßigkeit der Barrikaden der gesunden Theologie hinwegzusetzen.

Indem Rom uns zuvorkommt, ist es oft schneller als wir und beeilt sich, seinerseits zu kanalisieren, aus Furcht, daß die Neger die Lehre Christi beschmutzen. Tatsächlich ist in Schwarzafrika die Tendenz zum Synkretismus vorherrschend. Es genügt, den Kibangismus in Zaïre, das prophetische Christentum, das von Pointe-Noire ausgehend nach Zentralafrika eindringt, zu erwähnen. Und man vergißt dabei die Verdrehungen und Trancezustände nicht, die der haitische Vodun, der durchaus afrikanische Wurzeln hat, auflöst.

Und so kommt es, daß man, während alle eine größere Liberalisierung der dogmatischen, moralischen und liturgischen Form wünschen würden, doch nicht so recht weiß, wie man es machen soll, zumindest meinem Empfinden nach. Man fragt sich, wie weit man gehen kann, ohne aufzuhören, Christ zu sein.

Seit ich an den großen Versammlungen der Bischöfe Afrikas sowohl auf den Synoden als auch auf den Symposien teilnehme, unterscheide ich drei große Tendenzen: Die erste wird vor allem durch einen gewissen Fixismus auf religiösem Gebiet, eine Art glückseligen Konservatismus gekennzeichnet, der sich an dem freut und mit dem begnügt, was schon besteht, und Angst hat vor jeder Perspektive eines Wandels.

Hierin würde sich vielleicht eine Minderheit der afrikanischen Episkopate wiedererkennen.

Dann kommt die Gruppe jener, die etwas erahnen, die es aber vorziehen, nicht kopfüber voranzustürmen. Dies führt zu einem braven Abwarten gegenüber den römischen Direktiven. Ich denke hier an einen Mitbruder, der auf der außerordentlichen Synode von 1969 mit einer unnachahmbaren Gewitztheit die wahnwitzigen Ideen tadelte, die bei jeder Gelegenheit von den westlichen Theologen herumgewirbelt werden und die alle Anzeichen eines Versuchs neuer Kolonialisierung tragen. Rom schien ihm der Rettungsanker, der ihn vor dem Schiffbruch bewahrte. Dies ist die Einstellung der Mehrzahl der Bischöfe Afrikas.

Und schließlich kommen wir zur Gruppe der schlecht erzogenen Kinder der Kirchen des Kontinents, die nach großen Veränderungen verlangen, aber nach Veränderungen, für die man solide theologische und biblische Grundlagen haben möchte. Aber leider sind es oft Anthropologie und Soziologie, die ausschließlich deren Stelle einnehmen. Und diese stellen gewöhnlich kein letztgültiges Element in der Kirche dar.

Man wird demnach verstehen, daß die Rolle der afrikanischen Bischöfe sowohl auf den nationalen und regionalen Bischofskonferenzen als auch auf dem Symposium zunächst darin besteht, sich dessen bewußt zu werden, was sie in und als Kirche sind. Sich gut kennenzulernen, alle menschlichen, kulturellen und spirituellen Reichtümer auffindbar zu machen und sie richtig einzuschätzen. Dann wird es nicht darum gehen können, sie an das Evangelium anzupassen (das zu sehr als Meßschnur betrachtet wird), sondern darum, zu hören, wie Jesus in diesem Kontext spricht.

Eine solche Haltung verlangt zuerst, daß man betet, daß man meditiert, ehe man den Verstand arbeiten läßt, und daß dann die Theologen und die anderen Gläubigen, die von dieser vielleicht originellen Vision geprägt sind, etwas ausdrücken, leben und dem Oberhaupt der Kirche vorschlagen, das nicht Frucht von Überlegungen schlafloser Nächte ist. Und wenn der ganze afrikanische Episkopat geschlossen ehrlich und, ich wage zu sagen: christlich Stellung nehmen würde, dann wäre das etwas ganz anderes als diese Vorstellung auf zerstreuter Linie.

Ich befürchte sehr, daß dieser Vorgang eine Arbeit über sehr lange Zeit erfordert. Denn der Heilige Geist – der in Fülle in den Bischöfen wohnt – fühlt sich nicht gebunden an das, was wir uns in mühevoller Arbeit über Einheimische und Einheimischwerden ausdenken.

Übersetzt von Elisabeth Pfirrmann

1934 in Zentralafrika (damals Ubangi-Schari, seit Dezember 1976 Zentralafrikanisches Kaiserreich) geboren. 1961 Priesterweihe. Studium in Brazzaville, an der Theologischen Fakultät von Straßburg und

am Konservatorium von Straßburg. Lizentiat in Theologie und Kirchenrecht. 1969 Erzbischof-Koadjutor, seit 1970 residierender Erzbischof und zugleich Apostolischer Administrator von Bambari. Anschrift: B.P. 1518, Bangui, Empire Centrafricain.

Gérard Eschbach

Die Jugend Afrikas und die Chancen des Glaubens

Welchen Widerhall findet der Ruf zum Glauben in dem aufschlußreichen Bereich, den die Jugend darstellt?

Man könnte sich damit begnügen, die Lage beschreibend zu analysieren, eine Bilanz zu ziehen und von da aus sich ein mehr oder weniger optimistisches Bild von der zukünftigen Entwicklung zu machen. Dies habe ich nicht im Sinne, denn erstens liegt bereits eine ganze Menge solcher Situationsschilderungen vor, und zweitens dienen diese, weil sie den Dingen nicht auf den Grund gehen, nicht einem wirklichen Verständnis und einem entsprechenden wirksamen Handeln.

Auf die Gefahr hin, mich zu täuschen, und auf das Risiko hin, einzelne meiner afrikanischen Brüder zu provozieren und zu ärgern, werde ich deshalb versuchen, meine Ausführungen um eine Achse anzuordnen, die mich entscheidend dünkt. Sie ist mehr eine Hypothese als eine endgültige Gewißheit; eine Hypothese, der man widersprechen kann. Läßt sich denn die fortschreitende Wahrheit anders erobern als dialektisch, durch die Gegenüberstellung und Überwindung von Differenzen?

I. Eine beunruhigende Dichotomie

Wenn man einfach die Statistiken durchgeht, gewinnt man den Eindruck, das Christentum habe in Afrika einen guten Start gehabt: Die Christengemeinde weist ein aufsehenerregendes Wachstum auf; der Stand der religiösen Praxis ist hoch; Anwärter auf den Ordens- oder Priesterberuf sind in Menge vorhanden. An Ort und Stelle scheint sich dieser Eindruck zu bestätigen: es wimmelt von religiösen Vereinen, man beteiligt sich mit Inbrunst an Liturgiefeiern, man dürstet nach den Sakramenten; es gibt eine große Zahl von überzeugten Gläubigen, die sich tatkräftig einsetzen; es liegen manche herrliche Beispiele selbstlosen Eifers vor...

Somit ist eine ganze Reihe günstiger Anzeichen vorhanden. Zeichen von Vitalität? Gewiß. Zeichen, die verheißungsvoll sind für die Zukunft? Dies ist weniger gewiß. Es gibt auch ungünstige Anzeichen. Das beängstigendste Symptom scheint mir die *Dichotomie zwischen Glauben und Intelligenz* zu sein. Diese Zweiteilung tritt ganz massiv und verschärft auf der Ebene der lebendigen Intelligenz jener Kultur zutage, welche die denkende Jugend darstellt.

Man wird bemerken, daß es sich dabei um ein Phänomen handle, das sich heute überall feststellen lasse. Man blicke nur auf die Jugend des Westens... Ja, ganz gewiß. Und doch scheint dieses Phänomen in Afrika eine andere Bedeutung zu haben als im Westen. Seine Tragweite und Folgen scheinen mir in den beiden Kulturräumen qualitativ verschieden zu sein. Sie sind in Afrika viel schwerwiegender als im Westen. Was dort wahrscheinlich bloß eine Wachstumskrise darstellt, ist hier, wie zu befürchten ist, eine angeborene Mißbildung.

Denn wenn auch beunruhigende Zeichen dafür vorliegen, daß der Westen auf den Anruf des Evangeliums allergisch reagiert, und wenn auch im Westen die intellektuellen «Modeströmungen» anscheinend vom Evangelium nichts wissen wollen, so bleibt doch bestehen, daß der westlichen Intelligenz ein tiefer jüdisch-christlicher Reflex innewohnt. (Vielleicht muß man sehr lange in eine andere Kultur verpflanzt leben, damit man zu ermessen beginnen kann, wie zäh sich dieser Reflex am Leben erhält!) Es handelt sich dabei gewissermaßen um einen – oft mehr unbewußten als bewußten – Affekt, der geschichtlich und kulturell durch die große Begegnung mit Athen und Jerusalem bestimmt ist. Man merkt dem Schritt des Westens immer noch das Ringen mit dem Engel an – bis in sein Antichristentum hinein, worin sich irgendwie verrät, daß etwas Verdrängtes sich von neuem meldet.

Nichts von dem in Afrika. Oder dann nur ganz wenig. Alles verläuft so, wie wenn die lebendigste afrikanische Intelligenz in einer vom christlichen Raum von Grund auf verschiedenen Sphäre funktionierte und wie wenn das Christentum an den entscheidenden Debatten unbeteiligt sei. Es existiert *abseits*. Oft mächtig, aber doch abseits. Es macht den Eindruck, es habe «nichts zu sagen» im doppelten Sinn dieses Aus-